Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 236. **Donnerstag** den 10. Mai 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. Mai.

Die in ganz Deutschland so kläglich verlaufene **socialdemokratische Maifeier** erhält trotz dieses Verlaufes ein bedeutungsvolles Nachspiel durch den Kampf, der in Berlin zwischen den Brauerei-Arbeitern und ihren Arbeitgebern ausgebrochen ist. Bekanntlich hatte ein Theil dieser Arbeiter (Böttcher) am 1. Mai die Arbeit ruhen lassen; als sie am andern Tage erschienen, wurde ihnen angekündigt, daß sie vor dem 7. Mai nicht wieder zur Arbeit zugelassen werden könnten und bis dahin ihres Lohnes verlustig gehen würden. Darauf fand am 3. Mai eine Generalversammlung der Böttchergesellen statt, in welcher ein Generalstreik beschlossen und zugleich neue Forderungen bezüglich des Lohnes und der Arbeitszeit aufgestellt wurden. Von diesen Beschlüssen wurden die Brauereien am 5. Mai in Kenntniß gesetzt; am 6. wurde die Rixdorfer Vereinsbrauerei boycottirt, die den socialdemokratischen Maifeiern besonders energisch entgegengetreten war. Wie schon gemeldet, hat nunmehr der 32 Betriebe umfassende Verein der Brauereien Berlins und der Umgegend sich mit der boycottirten Rixdorfer Brauerei solidarisch erklärt und beschlossen, falls am 16. Mai der Boycott nicht aufgehoben sei, unter Einschränkung des Betriebs 20 Procent seiner Arbeiter zu entlassen. Durch den weiteren Beschluß, mit Entlassungen in erster Reihe Diejenigen zu treffen, welche die streikenden Böttcher durch Versuche, einzelne Brauereien zu boycottiren, unterstützt haben, ist ein Zusammenhang zwischen dem Streik und der Abwehrmaßregel der Brauereien gegeben. Die Brauereien haben auch alle Ursache, diesem Ausstand gegenüber Einmüthigkeit und unerschütterliche Festigkeit zu zeigen. Der Streik ist eine politische Action, hervorgegangen aus der partiellen Arbeitsniederlegung am 1. Mai und bestimmt, die Arbeitsruhe am socialdemokratischen „Weltfeiertag" für alle Zukunft zu erzwingen. Eine weitere Forderung der Ausstandigen, wonach Arbeitskräfte nur vom Arbeitsnachweis der organisirten Böttcher entnommen werden dürfen, kennzeichnet den Ausstand gleichfalls als einen im socialdemokratischen Machtinteresse begonnenen. Nachdem die vereinigten Arbeitgeber 1890 und in den folgenden Jahren den Versuch, ihnen durch einen vom internationalen Socialistencongresse aufgetrotzten Feiertag den Fuß auf den Nacken zu setzen, abgewiesen haben, besteht jetzt offenbar die Absicht, nach der Regel „divide et impera" durch Angriffe auf einzelne Gewerbe in einzelnen Orten das Ziel der allgemeinen Arbeitsruhe am 1. Mai allmählich zu erreichen. Für das persönliche Geltungsbedürfniß der deutschen socialdemokratischen Führer ist die Sache von großer Wichtigkeit. Ihre ehrenhafte bestimmte Rangstellung auf den Socialistencongressen und innerhalb der internationalen Socialdemokratie überhaupt wird gefährdet, wenn es nicht gelingt, den Weltfeiertags-Beschluß durchzuführen. Noch größere Bedeutung hätte eine auch nur einigermaßen ausgedehnte Maifeier für die Ausbeutung der revolutionairen Partei in Deutschland. In vielen anderen Ländern, auch in Oesterreich, kam eine ältere Volksfitte dem Feiern am 1. Mai entgegen. Dort tritt das Demonstrative mehr zurück, das bisherige „Blaumachen" an diesem Tage greift um sich und erhält einen socialdemokratischen Anstrich, es ist aber im Wesentlichen nicht die Ausführung der socialdemokratischen Ordre. In Deutschland aber würde der „Weltfeiertag" die Bedeutung einer ungeheuren Machtkundgebung der Socialdemokratie und der entsprechenden Schmälerung des bürgerlichen Ansehens haben und ihm namentlich auch von den der Umsturzpartei bisher ferngebliebenen Elementen der Arbeiterwelt beigemessen werden. Der Sieg würde um so glänzender, seine Wirkungen müßten um so nachhaltiger sein, weil es gerade bisher mißlungen ist, dem deutschen Bürgerthum im 1. Mai den Gesslerhut aufzustecken. Der Berliner Böttcherstreik ist ein erneuter Versuch, zu diesem Ziele zu gelangen, und verdient darum die allgemeine Beachtung.

In den deutschen Parlamenten spielen jetzt überall **Wahlrechtsfragen** eine große Rolle. Dem Reichstag hat ein ganzes Bündel socialdemokratischer und freisinniger Anträge auf Abänderung des Reichswahlrechts vorgelegen, von denen nur der auf Sicherung des Abstimmungsgeheimnisses bezügliche zur Berathung gelangt ist. Im preußischen und in anderen deutschen Landtagen wird die Wahlreformfrage bei jeder Gelegenheit behandelt. Das Drängen nach Veränderungen auf diesem Gebiet geht meist von der äußersten Linken, den Freisinnigen und Socialdemokraten aus, aber auch das Centrum arbeitet mit an diesen Bestrebungen, deren Ziel in der Schwächung oder Aufhebung des größeren Wahlrechts der höheren Steuerzahler zu den Landtagen und in der noch weitergehenden Demokratisirung des Reichswahlrechts liegt. Es ist dieser Frage gegenüber eine wahre Unruhe ausgebrochen, die sich in den verschiedenartigsten Anregungen äußert. Ob viel Praktisches dabei herauskommt, ist allerdings sehr zweifelhaft. Jedes Wahlrecht hat Bedenken gegen sich und bringt Mißstände hervor und niemals wird es gelingen, eine nicht nur der Volkszahl, sondern auch der Bedeutung der verschiedenen Volksschichten für Staat, Gesellschaft und Cultur vollkommen entsprechende Vertretung herbeizuführen. Der allergefährlichste, roheste und culturfeindlichste Zustand würde eintreten, wenn nur noch ganz ausschließlich die brutale Zahl der Volksmassen den Ausschlag bei allen Vertreterwahlen geben würde. Wollte man dieses Princip bis zu seinen letzten Folgerungen entwickeln, so müßten nicht nur die gesetzgebenden Körperschaften, sondern auch die Communalverwaltungen den Massen ausgeliefert werden. Wie könnten dann in unseren großen Industriestädten schöne Zustände erleben. Einer noch weiteren Demokratisirung des Reichswahlrechts, ebenso wie einer Schwächung der staatserhaltenden Elemente in den Landesvertretungen müssen alle patriotischen und einsichtigen Männer Widerstand leisten.

Das neugebildete **niederländische** Cabinet, dessen Vorsitz, zusammt dem Portefeuille des Auswärtigen, der liberale Abgeordnete für Utrecht, Roell, übernommen hat, setzt sich ausschließlich aus Männern zusammen, welche gemäßigt liberalen Anschauungen huldigen. Dieser Umstand, der ihm eine vollkommene Homogenität und damit ein im Allgemeinen kaum hoch genug zu veranschlagendes Moment innerer Kraft verleiht, stellt es allerdings, in Anbetracht der obwaltenden Parteienstellation, auf eine recht schmale parlamentarische Unterlage. Die Fortschrittler tragen es dem neuen Ministerium nach, daß dessen Freunde über ihre eigenen Candidaten bei den Wahlen gesiegt haben. Ob es auf die Unterstützung der Katholiken rechnen darf, ist zweifelhaft, weil diese in ihren Hoffnungen auf Berücksichtigung bei der Portefeuillevertheilung sich getäuscht finden. Die Conservativen ihrerseits bekunden mehr Neigung, mit den Katholiken als mit den Liberalen zusammenzugehen. Mit den Liberalen allein aber hat das Ministerium keine Kammermehrheit. Die Schwierigkeiten, welche den Lebensweg des Ministeriums Roell schon von Anbeginn bedrohen, sind daher nicht geringe, und man darf gespannt darauf sein, ob und wie demselben sein erstes Debut glücken wird. Seine vornehmste Aufgabe müßte natürlich in der Einbringung eines neuen Wahlgesetzes bestehen, in Gemäßheit der von Roell zu den radicalen Tak'schen Entwürfe s. Z. gestellten Amendements, aber, wie nach einem aus Haag uns vorliegenden Telegramm verlautet, wird die Regierung die Frage der Wahlreform in der nächsten Sitzung gar nicht auf die Tagesordnung setzen, sondern vielmehr „Zeit zu gewinnen" suchen und die Angelegenheit wahrscheinlich erst Ende des nächsten Jahres zum Austrag bringen. Den Dank des Landes wird sich das Cabinet Roell damit sicherlich nicht verdienen, wohl aber seine Existenz einige Zeit fristen, denn die Möglichkeit ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich gleich bei der Frage der Wahlreform das Loos des Ministeriums entscheiden würde, da Roell den Anhängern des allgemeinen demokratischen Stimmrechts nicht weit genug, den Gegnern jeder Wahlreform aber schon erheblich zu weit geht. Einer Coalition von rechts und links dürfte das junge Cabinet kaum Stand zu halten vermögen, weshalb es alle brennenden Fragen, so auch diejenige der Einführung des allgemeinen obligatorischen Militairdienstes, auf die lange Bank schieben und sich mehr mit der Verwaltung als mit politischen Neuerungen befassen will. Einen zureichenden Grund hierfür vermag man freilich nicht zu finden.

Für heute Abend wird die Abstimmung des **englischen** Unterhauses über das Budget erwartet. Mit welchen Hoffnungen oder besser Befürchtungen man in Regierungskreisen derselben glaubt entgegensehen zu müssen, zeigt eine uns durch den Draht übermittelte Aeußerung, welche der Premierminister Lord Rosebery gestern im Liberalen Club zu London gethan hat, wonach er mit der Möglichkeit rechnet, daß die Majorität der Regierung „nur zwei Stimmen" betrage. Rosebery will auch in diesem schlimmsten Fall den Kampf gegen die Opposition „bis ans Ziel fortsetzen", dieser Kampf dürfte aber nicht mit dem erwarteten Sieg gekrönt sein. Bei der Abstimmung über die Wahlreformbill im Unterhause war die Majorität für die Regierung schon auf 16 Stimmen zusammengeschmolzen, acht Parnelliten, sechs Nationalisten und ebensoviele Radicale hatten sich der Stimmabgabe enthalten. Ein klägliches Ergebniß! Bezüglich der Abstimmung über die Getränkesteuer-Erhöhung des Budgets haben die neun Parnelliten erklärt, sich nicht nur der Stimmabgabe zu enthalten, sondern gegen die Regierung stimmen zu wollen. Es brauchen nur andere Iren und Liberale diesem Beispiele zu folgen, und — ein zweites liberales Ministerium wäre über solche Steuervermehrung zu Falle gekommen. Das Hin- und Herschwanken Rosebery's hat lähmend auf die ministerielle Partei gewirkt, und die Begeisterung, welche man im ersten Augenblicke für ihn empfand, ist stark im Abnehmen begriffen, denn selbst seine Anhänger kommen nachgerade zu der Einsicht, daß er aus der unbestreitbar schwierigen Lage, in welche Gladstone das neue Cabinet gestellt hat, ebensowenig einen Ausweg weiß als sein Meister.

Wie in **Dänemark** nach dem kürzlich erfolgten Schluß der Reichstagssession die politische Lage sich gestalten wird, läßt sich noch nicht mit Sicherheit abmessen. Wenn der ehrwürdige Präsident des Landsthings, Advocat Liebe, in warmen Worten den scheidenden Abgeordneten gegenüber der Hoffnung Ausdruck gab, daß der Ausgleich zwischen Regierung und Folkething dem Lande einen wirklich dauernden Nutzen bringen möge, so gewinnt diese Hoffnung allerdings eine Stütze in einem vor wenigen Tagen erlassenen Manifest der moderaten Linken, worin diese ihre Freude über den Ausgleich ausdrückt und ihre weitere Theilnahme an der Verhandlungspolitik in Aussicht stellt. Sehr kühl dagegen steht die Gruppe der 15 Mitglieder der moderaten Linken unter dem Folkething-Präsidenten Högsbro, welche gegen den Ausgleich stimmte, noch immer den Bemühungen gegenüber, sie zum Wiederanschluß an das Gros der Partei zu bewegen. Am stärksten beschäftigt die politischen Kreise die Frage des Rücktritts des Ministeriums Estrup. Estrup hat bekanntlich s. Zt. erklärt, er beabsichtige allerdings, nachdem der Ausgleich zu Stande gekommen, sein Portefeuille niederzulegen, um den Anstoß, den die Liberalen bisher an seiner Person genommen, für die Zukunft zu beseitigen, allein er werde sich erst dann zurückziehen, wenn die „ruhige Entwickelung gesichert sei". Nun kommt indessen eine Erklärung vom Ministerium selbst in einem Artikel des Regierungsblattes, worin die Uneinigkeit hervorgehoben wird, die zwischen Stadt und Land zu entstehen droht in Folge der Tendenzen, die sich bei dem äußersten Flügel der Agrarier zeigen, und die darauf ausgehen, nur und allein die Interessen der Landwirthschaft einseitig fördern zu wollen. Besonders wird es in diesem Artikel hervorgehoben, daß die Agrarier bei den bevorstehenden Landsthingswahlen Lust zeigen, die Städtevertreter zu verdrängen, um nur Vertreter des platten Landes zu wählen. Der Artikel schließt mit der Erklärung, wenn die politische Entwickelung fortfahren sollte, dieser Richtung zu folgen, so würde man sich dadurch von den gesicherten Zuständen, die der Ministerpräsident als Garantie für seinen Rücktritt verlangte, entfernen. Mit anderen Worten: der Zeitpunct für den Rücktritt des Ministeriums Estrup scheint noch ziemlich entfernt zu sein, und gerade auf diesen Rücktritt hatten die Liberalen gerechnet, als sie den conservativen Agrariern die Hand zum Ausgleich reichten. Die Agrarier wurden für denselben gewonnen, weil die Regierung ihren berechtigten Wünschen entgegenkam. Beharren sie auf ihren extremen Forderungen, so können sie leicht wieder zu Störern des Friedens werden, den sie erst selbst gestiftet haben.

Die beunruhigenden Nachrichten über eine aufrührerische Bewegung in **Indien** werden in der englischen Presse auf das Lebhafteste besprochen. Im Allgemeinen hält man die alarmirenden Meldungen des in indischen Fragen sonst gut unterrichteten „Spektator" für übertrieben und glaubt nur an eine locale Bewegung. Jedoch fehlt es nicht an einzelnen abweichenden Stimmen. In der „Times" z. B. stellt der Oberst Malleson die Frage auf, ob die Engländer sich in Indien so benommen haben, daß die Inder sie loszuwerden wünschen. Er bedauert, in dem schon im Morgenblatt erwähnten Artikel, die Frage bejahen zu müssen:

„Wir haben keine Lehre aus dem Aufstand von 1857 gezogen. Wir haben ein Mal nach dem andern unsere europäische Art und Sitte einem asiatischen Volke aufdrängen wollen. Wir haben Ehegesetze angetastet, die einem Volke von 200 Millionen Seelen heilig sind. Welche Ursache hatten wir, Gebräuche anzutasten, die bestanden hatten, ehe unsere Vorfahren das Land eroberten, und welche Niemandem schadeten? Wir wollten in Indien gesetzgebende Körperschaften einführen, die aus Wahlen nach der Mehrheit hervorgehen sollten. So etwas hat man in Indien nie gekannt. Es paßt auch nicht dort. Die Hindus sind der zahlreichste Volksstamm, die Mohammedaner aber der kräftigste und in den nördlichsten Provinzen auch der einflußreichste. Dann kam die Opium-Commission, an deren Verhandlungen fast 300 Millionen persönlich interessirt waren. Die Commission will den status quo belassen. Aber Jeder weiß, daß es zum offenen Aufstande gekommen wäre, wenn die Entscheidung anders ausgefallen wäre. Gegen den Aufstand, der sich in einem solchen Falle erhoben hätte, wäre der von 1857 Kinderspiel gewesen. Schon die bloße Einsetzung einer solchen Commission muß ein so feinfühliges Volk, wie die Inder, erschreckt haben. Man muß nicht vergessen, daß im Jahre 1857 keine wirklichen Ursachen für die Befürchtungen der Eingeborenen bestanden. Die eingeleiteten Patronen, von denen so viel gesprochen wurde, existirten, aber sie waren nicht gebraucht worden. Die bloße Thatsache ihrer Existenz genügte, die Inder zur Rebellion zu treiben. Warum sollte sich so etwas nicht wiederholen? Es ist thöricht, die Versetzung zu versuchen, indem man einem Volke

---

Feuilleton.

Im feindlichen Leben.

11] Roman von J. Schwabe.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Aber ich werde vielleicht sehr ungeschickt sein — schauderhaft ungeschickt sogar! Ich war noch niemals in einer Gesellschaft und kann wahrscheinlich nicht einmal eine anständige Verbeugung machen."

„Das lernen wir, o das lernen wir! Sie brauchen es auch nicht gerade so zu machen, wie die Anderen. O, diese Gesellschaftsmenschen mit ihren ewig sich gleich bleibenden Redensarten. Sie sind für mich frisch wie ein Waldquell, wie eine Oase in der Wüste! Und „schauderhaft", welch' ein kräftiges Wort! Ich liebe die kräftigen Menschen! — Also — Sie bleiben zunächst bei mir. In vier Wochen reisen wir zusammen nach Ems oder Baden-Baden. — Gehalt sollen Sie auch haben — ich weiß, daß Sie das brauchen und Zeit zum Musiciren lasse ich Ihnen auch und zum Schreiben auch. — Herr von Hochheim wird sich freuen, seinen Schützling zu sehen, und da fällt mir gerade ein, daß er mir gestern erzählte, er habe ein paar Novellen und zwei Gedichte von Ihnen irgendwo angebracht. Sie haben wirklich Glück. Aber man muß nicht zu viel Werth auf solch kleines Talent legen, man muß erst sehen, wie es sich weiter entwickelt, und ich denke mir außerdem, das Theater müsse doch eine viel größere Anziehungskraft auf Sie ausüben! Sie meinen nicht? Nun jedenfalls muß man erst etwas erleben, ehe man gut schreiben kann! Ihr Leben war doch bisher so trocken, so einförmig — man muß sich nur wundern, wie Sie überhaupt den Muth zum Schreiben fanden!"

Rose wollte so gern ihrer Freude über die Annahme ihrer Arbeiten Ausdruck geben, wollte gern sagen, wie es ihr jetzt soviel angenehmer erscheinen würde, mit der Feder, in ruhiger, stiller Weise ihr Brod zu verdienen, und wie sie sich Mühe geben werde, das Leben zu studiren, und wie das Leben im Hause der Baronin ihrem bescheidenen Talent doch gewiß sehr zu gut kommen müsse — die Baronin ließ sie aber gar nicht dazu kommen; lebhaft plauderte sie weiter:

„Herr von Hochheim wundert sich übrigens gleich mir sehr, wo in aller Welt sie die gründlichen Kenntnisse, welche Ihre Geschichten verrathen', aufgelesen haben. Auch eine sogenannte höhere Töchterschule reicht dafür nicht aus und junge Damen pflegen das in der Schule mühsam Erlernte leicht und gern zu vergessen."

„O, ich vergaß nichts", lachte Rose, „es interessirte mich Alles viel zu sehr!"

„Aber nach der Schule — Ihr Leben bot Ihnen doch wenig Gelegenheit, sich weiter auszubilden?"

„O, ich hatte eine große Bibliothek allzeit zu meiner Verfügung!" Sie sagte es mit solch reizender Schelmerei, daß die Baronin sie ganz verwundert ansah.

„Es war freilich nur Packpapier", fuhr Rose scherzend fort, „aber ich las Alles, Alles, was ich in die Hände bekam fein winzig Blättchen entging meiner Lesewuth. Seit Jahr und Tag trieb ich es so und wie oft hat man mich ausgelacht. Aber welche Schätze enthielten die großen, allseitig bedruckten Bogen für mich! So habe ich Naturgeschichte und Philosophie, Weltgeschichte und Literatur, Verse von allen Sorten und — leider auch Theologie durchaus studirt mit heißem Bemühen!"

„Ei siehe da — auch der Faust ist Ihnen geläufig?"

„Natürlich, und ich liebe ihn sehr. Aber ihn kenne ich nicht aus meiner Maculaturbibliothek, ich besitze ihn selbst, sonst hätte ich ihn nicht fast auswendig lernen können. Denn das wunderbare Packpapier war doch immer nur für kurze Stunden mein, oft nahm man mir es unter den Händen fort, wenn ich gerade an der interessantesten Stelle war, und nur zuweilen kam ich dazu, mir ein tüchtiges Packet für ruhige Minuten auf mein Zimmer zu retten."

„Ein mühseliges Studium!" spottete die Baronin.

„Mühselig, aber lustig, nicht wahr?" meinte Rose heiter.

„Nun, wie mann's nimmt — meine Bibliothek dürfte Ihnen übrigens sehr imponiren."

„Ich zweifle nicht daran und ich werde sehr glücklich sein —"

„Herr von Hochheim", meldete plötzlich der Diener und tiefe Gluth stieg ebenso plötzlich in Rose's schönem Gesicht auf; hastig erhob sie sich und sah den Eintretenden glücklich lächelnd an.

Auch die Baronin erhob sich hastig; sie sah das tiefe Roth der Freude auf Rose's Wangen und sie sah auch, wie des Hauptmanns Auge ganz selbstvergessen auf dem schlanken Mädchen ruhte, da er ihr ganz unvorbereitet so plötzlich gegenüberstand. Zwar vergaß er keineswegs, der Baronin die Hand zu küssen, was so hübsch und ritterlich aussah, wie Rose fand, aber wie leuchtete sein Blick, mit dem er Rose begrüßte, da er in ihrem schönen, offnen Antlitz die reinste, unverhüllte Freude über sein Erscheinen las.

Und zornig flogen die Blicke der Baronin von ihm zu ihr und hart und kalt klang ihre Stimme, da sie sagte:

„Meine neuste Gesellschafterin — vorzustellen brauche ich wohl nicht!"

Er reichte Rose unbefangen herzlich die Hand. „So schnell schon, Fräulein", sagte er sichtlich erfreut, konnten Sie sich so rasch frei machen?"

Sie wollte antworten, aber die Baronin ließ sie wieder nicht zu Wort kommen. „Rasch genug", lachte sie hart auf, „es ist wirklich zum Lachen; es ist thatsächlich komisch! Hören Sie nur, Erwin", und Rose zuckte leise zusammen bei der vertraulichen Anrede — „hören Sie nur: Eckhardt hört sie zufällig im Laden singen — eigentlich haben Sie ein sehr lustiges Leben höchst leichtsinnig aufgegeben, mein Fräulein — also, Eckhardt hört sie singen und hält sogleich dem alten Möller einen Vortrag über den neuentdeckten Stern. Möller läßt sie am nächsten Abend Probe singen, das war gestern, und Eckhardt ist so närrisch, sie vor der Thür zu erwarten — Sie müssen es ihm wirklich sehr angethan haben, mein schönes Fräulein! — Er will sie nach Hause begleiten — es war etwas toll, wie Sie sehen, Erwin, sie aber ist im scheuen Mädchenhaftigkeit nicht einmal entzückt über die Ehre, welche ihr widerfährt. Doch wandelt sie mit ihm die Promenade entlang, wobei er ihr selbstverständlich den Arm angeboten hat und dabei ein wenig übertrieben höflich — Fräulein Müller sagt zudringlich — gewesen ist. Fräulein Müller aber verläßt ihn eiligst, höchlichst empört, zieht auch ebenso eilig jeden Gedanken an die doch so heiß ersehnte Theaterlaufbahn auf und läuft und läuft, um nur aus der Nähe dieses schrecklichen Menschen zu kommen und läuft — ihrem Chef gerade in den Weg, der noch weit zudringlicher als Eckhardt, ihr, ohne Weiteres, eine Liebeserklärung macht. — Das läßt die durch Herrn Eckhardt angefachte Empörung in ihr in hellen Flammen emporlodern; sie ist außer sich über die Schmach, die ihr widerfahren, sagt dem Herrn Chef nachdrücklichst ihre Meinung und fährt heute mit dem Frühzuge davon. Zwei von ihren Freundinnen, ebenfalls empört von dem schauderhaften Vorgang, sind gleich ihr entflohen — Ihre überspannte Cousine gehört natürlich auch zu ihnen. — Es ist wirklich zum Lachen — ich kann mir nicht helfen. Für die Romantik der Sache hat Niemand Sinn gehabt, wie mir scheint — welch' nüchterne Tugendengel!"

„Verzeihung", sagte da Rose bescheiden aber fest, „nüchterne Tugend erscheint mir immer noch besser, als Unehrenhaftigkeit, auch wenn sie das Mäntelchen der Romantik umhängt."

Die Baronin sah sie überrascht und herrisch an. „Ei, mein Fräulein", sagte sie schneidend, „so herausfordernd? Meinten Sie, noch unter Ihren Collegiinnen zu sein?"

„Aber Melanie", bat der Hauptmann leise und nachdrücklich — „sie muß sich doch erst an die neuen Verhältnisse gewöhnen!"

Er warf der ganz bestürzten Rose einen ermunternden Blick zu; sie aber senkte still den Kopf — wo war die Sonne geblieben, die ihr doch vorhin so hell über dem Hause der Baronin zu stehen schien?

Nein, das war doch nichts für sie — ihre Ansichten zu verleugnen, würde sie nicht lernen. Auch dieser Traum war aus. Würde sie nie das Träumen verlernen und endlich vernünftig werden? Und ihr lebenswarmes Gesicht ward plötzlich hart und eisig; stolz richtete sie sich auf; ein kühles Lächeln der Verachtung spielte für einen Augenblick um ihren Mund; entschlossen knöpfte sie den letzten Knopf ihres langen, eleganten Handschuhes wieder zu, greift nach ihrem Schirm und sagte mit leichter Verbeugung:

„Ich bedauere, gnädige Frau, meine Zusage von vorhin nicht halten zu können. Ich tauge doch nicht für Ihren Salon, und ich bin wohl zu alt, um auf einem mir fremden Boden einzuwurzeln. — Gestatten Sie also, daß ich mich empfehle und nur nochmals für Ihre guten Absichten danke!"

Die Baronin war ganz starr. Was, das Mädchen wollte fort, wollte dem glänzenden Leben in ihrem Hause entsagen, bevor sie es noch kannte? Was hatte sie ihr denn gethan? Sie hatte sie ein wenig heftig in ihre Schranken zurückgewiesen — wie konnte man so empfindlich sein, wenn man acht Jahre lang Ladenmädchen war! Es war der Baronin beinahe unfaßlich. Aber sie ließ sie nicht fort, natürlich nicht. — Der Hauptmann wäre im Stande, ihr nachzureisen. Welch' ein Blick das war vorhin! Nein, da würde sie doch mehr Ruhe haben, wenn sie sie selbst hütete. Und dann verbot ihr doch auch schon die Dankbarkeit — — — „Aber liebes Fräulein", begann sie deshalb in ihrem wärmsten Tone, „wie können Sie ein heftiges Wort so schroff nehmen? Die besten Menschen sind heftig — wissen Sie das noch nicht? Sehen Sie nun, daß Sie noch recht sehr Seelenkunde studiren müssen! Und nun ziehen Sie einmal Ihre Handschuhe aus — versuchen können wir es doch wenigstens mit einander!" Und damit begann sie selbst eifrig die vielen kleinen Knöpfchen loszuknöpfen und nahm Rose mit einem Scherzwort den Hut vom

SLUB
Wir führen Wissen.